

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 23 (1919)

**Artikel:** Besuch bei Salomon Gessner im Sihlwald  
**Autor:** Corrodi, Paul  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571434>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Besuch bei Salomon Gessner im Sihlwald.

Gottfried Keller hat in der Novelle „Hanswurstel“ im „Landvogt von Greifensee“, die neben der Erzählung der lieblichsten der fünf Korbgeschichten Salomons ein reizendes zürcherisches Kulturbildchen aus dem dritten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts bringt, den Besuch einer Gesellschaft von Freunden und Freundinnen Gessners im Sihlwald geschildert, der Amtswohnung des „Sihlherrn“, welche Würde dem Dichter und Maler im Jahre 1781 zuteil geworden war. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Keller durch die Beschreibung eines Besuches im Sihlwald in dem 1789 in italienischer und deutscher Sprache erschienenen Büchlein des italienischen Uebersetzers Gessners, des Abbé Giorgio di Bertola, „Lobrede auf Gessner“, zu der Verlegung der Schlussszene seiner Novelle in den Sihlwald angeregt wurde. Jedoch darf angenommen werden, daß er dieses gekannt hat\*), und es bietet einen gewissen Reiz, den Schauplatz, auf den uns die Novelle führt, von einer andern Seite her zu betreten, abgesehen von dem literarischen Vergnügen, bei dem poetischen Sihlherrn Einfuhr zu halten.

Im Sommer 1787 traf Bertola in Zürich ein, wo er vernahm, daß Gessner nicht in seiner Stadtwohnung, sondern im Forsthaus Sihlwald weile. Der Abbé gedachte ihn dort mit seinem Besuche zu überraschen und sandte ein Paket mit der neuesten Ausgabe der Gessnerschen *Idyllen* voraus, zugleich einen Brief, worin er den Dichter benachrichtigte, daß ein Freund Bertolas ihn nächstens besuchen werde. Am 7. August stieg er vor Tagesanbruch in Gesellschaft des von Schiller in den *Xenien* verspotteten Professors Leonhard Meister zu Schiffe, um über den morgenfrischen See nach Thalwil hinaufzufahren. Von hier aus legten die Reisegefährten den Weg über die dichtbewaldete Zimmerbergkette ins Sihltal hinunter zu Pferde zurück. Der Weg gibt dem Abbé Gelegenheit, sich in einer begeisterten Schilderung der Natur zu er-

gehen, die die Beschäftigung mit Gessners Werken ihn hat sehen lernen: „Der Wald bietet bei jedem Schritt eine neue Aussicht; bald thürmet er die seltsamsten Riesengestalten von Baumgruppen empor, zwischen welchen sich die Nacht selbst am hellsten Mittag behauptet; bald verbreitet er üppig sein mannigfaltiges Gesträuch näher dem Boden; hier weilen die Jäger, dort die Holzhauer. Der ganze Wald ist mit verschiedenen gebahnten Pfaden durchschnitten, und er bietet die bezauberndsten einsamen Spaziergänge dar. In seinem Mittelpunkte, wo sich die Syl einen Weg aushölet, vertieft sich allmählig der Boden, und bildet ein Wiesenthal, das mit Obstbäumen bekrönt ist. Auf der einen Seite dieses Thals liegt nahe am Flusse eine Wohnung von schäferischer Einfachheit, als gehörte sie in jene patriarchalischen Zeiten. Nichts desto weniger schließt diese Einfachheit eine gewisse Bequemlichkeit in dem Innern nicht aus. Liebliche kleine Bäumchen, bei denen man den Schnitt der Scheere nicht gewahr wird, umkränzen den untern Theil der Wohnung, und über den obern schweben von zwey Seiten die wehenden Wipfel einiger gleichsam triumphierenden Bäume; obgleich sie zwischen ihren Stämmen und dem Hause Platz genug zum Spaziergange übrig lassen, so wölben sie sich doch aufwärts, bedecken sanft mit ihrem Schatten einige Fenster, und kühlen mit flüsternden Blättern das Zimmer. Längs dem Gestade des Flusses sind Wege, die nicht in geraden Linien fortgehen, sondern sich schlängeln; bald führen sie an den Rand der Syl, bald wieder aufwärts und durch Gesträuche, so daß sie ein Labyrinth formieren, wo man das rauschende Wasser bald sieht, bald nur, aber desto romantischer, hinter dem Gebüsch vernimmt. Eine schmale Brücke von Holz streckt sich über den Fluß, und sie giebt der Wohnung eine ländliche, aber so reizende Perspektive, wie sie schwerlich ein Mahler glücklicher hätte ausfinden können.“

In dieses ländliche, aber nach dem Geschmack der Zeit leise zurechtgestuhte *Idyll* herniedersteigend wurden die beiden Reisegefährten von dem mit seiner Gattin

\*) Vgl. Max Rußberger, „Der Landvogt von Greifensee“ und seine Quellen. Frauenfeld, Huber & Co., 1908 S. 14.

und den zwei jüngsten Kindern sowie zwei Besuchern aus der Stadt auf der Vor-  
treppe des Forsthauses stehenden Dichter  
mit Liebenswürdigkeit bewillkommt und  
Bertola einstweilen als der in seinem  
Brief erwähnte Freund seiner selbst vor-  
gestellt. Trotz der Schüchternheit, die der  
Dichter fremden Besuchern gegenüber  
stets zuerst zeigte, fiel dem Abbé in seinem  
Wesen sogleich jene herzugewinnende An-  
mut auf, die das Zeitalter in seinen  
Schöpfungen bewunderte. Namentlich in  
seinem Lächeln schien sich die ganze be-  
glückende Heiterkeit seines künstlerischen  
Geistes zu offenbaren.

Die Gesellschaft trat in den zu ebener  
Erde anstoßenden Saal, während Gessner  
und der Abbé auf einer Bank an der Frei-  
treppe sitzen blieben, das Gespräch so-  
gleich auf Bertola bringend, den der Dich-  
ter noch nie gesehen hatte. Dann erfolgte  
die Erkennung, deren überschwenglicher  
Hergang uns daran erinnert, daß wir uns  
im Zeitalter der mit Genuß und th ge-  
weinten Träne befinden. „Ach, und ich  
werde ihn nie sehen!“ seufzte Gessner.  
Da riß, erzählt Bertola, „mein Herz auf  
einmal die Hand nach der seinigen, und  
ich konnte kein Wort sagen. Aber ich weiß  
nicht, was für mich und zwar so deutlich  
sprach, daß er mir zärtlich die Arme um  
den Hals warf und die Wangen mit  
Thränen benetzte. Sein Mund wieder-  
holte meinen Namen, so wie eines  
wiedergefundenen, den man verloren  
glaubte.“

Nach der gefühlvollen Erkennungsszene  
ging die Gesellschaft spazieren, der Dichter  
und sein Uebersetzer hinter den übrigen  
wandelnd. Aber nicht lange: nach we-  
nigen Schritten blieben sie im Eifer des  
Gespräches stehen, und erst als die Gesell-  
schaft nach einer Stunde zurückkehrte, er-  
innerten sie sich wieder der Umwelt.

Gessners Muse schwieg damals seit bald  
zwei Jahrzehnten; die Zeit der Jynllen  
in der Literatur war begraben, und dem  
neuen Geschlecht stand der Dichter kühl  
und ohne Verständnis gegenüber. Nur  
der Maler lebte mit unverminderter Be-  
geistung in jener süßen, allzu süßen  
Welt der griechischen Hirten, die doch in  
Alt-Hellas nicht heimatberechtigt waren,  
sondern eher entkleideten und verkleideten

beaux esprits glichen. Jetzt also ergingen  
die neugewordenen Freunde sich in eif-  
rigem Gespräch über das literarische  
Schaffen des Dichters. Gessner erzählte  
von dem Einfluß der Poesien des Vergil  
und namentlich des Theokrit, des Longos  
und des Pausanias auf seine Dichtung und  
berührte dann sein Verhältnis zu Bodmer,  
dem „großen, aber vielleicht allzu strengen  
Kunstlehrer“. Gessner hatte, erzählt er,  
Bodmer seinen Daphnis vorgelegt, dieser  
ihn aber nicht eben günstig aufgenommen,  
ihm den Tod Abels als Stoff zu einem  
neuen Gedicht empfehlend, in dessen Aus-  
arbeitung er seine Leidenschaft für poeti-  
sche Darstellung der Landschaft befrie-  
digen könne. „Allein,“ fährt der Dichter  
fort, „ich weiß nicht, wie seine Ratschläge,  
seine Eingebungen mich gleichsam fessel-  
ten. Ich strebte nach Ordnung, und ge-  
rieth vielleicht in Einförmigkeit, ich ver-  
mied Schwerfälligkeit, und wurde nach-  
lässig; ich suchte die Natur zu ängstlich,  
und zuweilen irrte ich ab.“ Es zeigte sich  
hier der Widerstreit zwischen dem heitern,  
unbefangenen Künstler und dem gelehrten  
und lehrhaften Vielschreiber, den Keller  
mit einiger Verstärkung der Gegensätze in  
der Novelle so hübsch zum Ausdruck  
bringt \*).

Die von ihrem Spaziergang zurück-  
kehrende Gesellschaft, die fröhlich auf die  
Zurückgebliebenen zuslog, unterbrach die  
Unterhaltung, und gemeinsam trat man  
ins Haus, um sich zur Mittagstafel zu  
setzen. Durch die weit geöffneten Fenster  
blickte das Grün der Baumkronen herein  
und hörte man das Rauschen des Flüs-  
chens, dessen Wellen man zwischendurch  
schimmern sah. Drinnen sah der Abbé zur  
Seite des Dichters und gegenüber dessen  
Gemahlin, was dem Gaste Gelegenheit  
gibt, ihrem muntern Geiste und ihren  
Hausfrauentugenden ein blühendes  
Kränzchen zu winden. Gleich goldenen  
Bällen flogen die schillernden Einfälle  
Leonhard Meisters und ihre anmutigen  
Entgegnungen hinüber und herüber, den

\*) Vgl. auch Ruzberger a. D. S. 85. Eine kniderige  
Sträumerseele, wie Ruzberger schreibt, ist aber Bodmer doch  
wohl nicht, weder in Kellers Novelle, noch in der Wirklich-  
keit, sondern, mochte er auch die Dichtung mehr als Hand-  
werker denn als Künstler betreiben, ein durchaus wohl-  
wollender, für alles Gble und Schöne, soweit er es ver-  
stand, eingenommener, stets ideal gerichteter Geist.

zu den Fenstern hereinflutenden Glanz der Mittagsstunde erhöhend und belebend.

Es schlug zwei Uhr nachmittags, als die Gesellschaft sich vom Tische erhob und ins Freie trat, wo ein weiter Schattenkreis sie umschloß, der sich allmählich gegen das Ufer des Glühchens hin erweiterte. Auf einem Rasenhügel, um dessen Fuß in schimmerndem Bogen die eilenden Wellen der Sihl zogen, ließ man sich zu heiterm Genuße der schönen Natur und angeregter Geselligkeit nieder.

Jetzt sahen alle künstlerische Begeisterung auf Gekners Stirne leuchten, und die nach ihrer Zusammensetzung mehr literarisch als künstlerisch interessierte Gesellschaft bestürmte ihn, wieder einmal eine Sonette zu schreiben. Allein er wehrte ab: die Malerei, der er sich erst in späten Jahren voll zugewandt, nehme seine ganze Kraft in Anspruch. Eine Wendung des Gespräches veranlaßte ihn, einen Beitrag zum Kapitel der künstlerischen Konzeption zu geben. „So wie ich spazieren gehe,“ sagte er, „oder einem Concerte be wohne, oder das Spiel der Kinder, den Aufgang oder Untergang der Sonne betrachte, so überlaß ich mich jeder Empfindung. Ich halte sogleich in zwei oder drei Zeilen fest, was mich in jenen Augenblicken gerührt hat; ich gehe dann jeden Tag und zuweilen öfters des Tages jene Bemerkungen durch; ich dehne sie in meinem Gemüth aus, ich bringe sie zusammen, ordne sie, gebe ihnen Farbe und Gestalt, kurz ich beseele mit vielem Fleiße diese Art von Pflanzungen, bis ich sie auf einmal frisch und zeitig vor mir sehe; dies geschieht nun in der Malerei, wie ehemals in der Poesie.“ Dies brachte die Rede auf die Naturwahrheit, die jenes — wie jedes — Zeitalter in den Schöpfungen seines Lieblings zu erblicken glaubte, und mit liebenswürdiger Selbsttäuschung erzählte Gekner, wie er sich selbst gleichsam in seinen Gemälden bewege, sodaß es ihm mehr als einmal begegnet sei, daß er die Hand ausstreckte, um einen Ast zu entfernen oder zu beugen, bis er gewahr wurde, daß er nichts um sich habe als Bücher und Pinsel.

So verging der Nachmittag unter angeregten Gesprächen, bis Frau Gekner

sich erhob und die Gesellschaft ihr nach dem Forsthaufe folgte, um dort den Tisch im Freien, oben an der Bortreppe, von wo das Auge frei über die reizende Gegend schweifen mochte, gedeckt zu finden. Ein duftender Kranz frischer Blumen zierte die Tafel. Man trug in zierlichen Gefäßen Tee und Milch auf und in hübsch bemalten Körbchen Früchte und Gebackenes, dieses ein Werk der reizenden Wirtin. Die junge Tochter Gekners machte die anmutige Hebe.

Man sprach über die Reisepläne Bertolas, der vorhatte, einen Freund auf dessen Gütern am Rhein zu besuchen, und nun Gekner bereden wollte, ihn zu begleiten, während dieser seinerseits den Abbé bestürmte, für längere Zeit im Sihlwald zu Gaste zu bleiben. Der Gedanke einer Reise nach Italien wurde gestreift, und Gekner gab der auch in seinem Herzen wohnenden unsterblichen Sehnsucht ganzer Künstlergenerationen, Rom zu sehen, Ausdruck. In Rom wohnte und malte zudem damals sein ältester Sohn, der Pferde- und Schlachtenmaler Konrad Gekner. Mit Bewunderung hörte der Abbé von dem seltsamen Naturspiel, das den Sohn des Dichters und Malers unschuldig heiterer Sonetten „mit dem Pinsel toben und wüten“\*) ließ und ihn von frühester Jugend an zwang, Pferden, Wagen und Krieglern die regste Aufmerksamkeit zu schenken, an der ländlichen Natur aber mit Gleichgültigkeit vorüberzugehen. Der Abbé brachte dann die Rede auf den Ruhm, dessen Gekner in Italien genieße, und „mit der Anspruchslosigkeit und Liebenswürdigkeit, die nur solchen Menschen eigen sind, die wirklich etwas können“, bekannte der Dichter, daß dieser Ruhm in Wahrheit ein Rätsel für ihn sei. Er habe aus innerm Antriebe, dem er nicht widerstehen konnte, für sich, seine Familie und seine nächsten Freunde geschrieben; und es mache ihm immer noch Mühe, ohne Befremdung zu denken, daß er außerhalb des Vaterlandes bekannt, gelobt und übersetzt worden sei. Das Vergnügen, sich in fremde Sprachen übersetzt zu sehen, fügte der edle Dichter bei, sei

\*) Briefliche Äußerung Konrad Gekners, vgl. Fritz Bergemann, Salomon Gekner, eine literarisch-biographische Einleitung (München, 1913) S. 118, A. 174.



ihm anfänglich durch die Besorgnis verbittert worden, es möchte etwa einer seiner Ausdrücke in der Uebersetzung seine Unschuld verlieren; denn er mühte vor Schmerz sterben, wenn er je erfahren sollte, daß in seinen Werken ein einziger gegen die gute Sitte verstoßender Zug bemerkt worden sei. Dies brachte die Rede auf die verschiedenen Uebersetzungen der Gessnerschen Dyllen ins Französische, Italienische und Englische und erlaubte der liebenswürdigen Wirtin, dem Gaste ein verbindliches Wort über seine eigene Uebersetzung zu sagen, dessen Lob er allerdings nur für seine Absichten, nicht für deren Ergebnis, das Werk selbst, gelten lassen wollte.

Man erhob sich dann, um noch einen Abendspaziergang durch das anmutige Tal zu unternehmen. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne tauchten dessen östlichen Abhang in den Goldglanz eines prächtigen Spätsommerabends, während der Talgrund und der gegenüberliegende Abhang des Albis bereits in tiefem Schatten ruhten, durch den der Fluß mit geschäftigem Murmeln dahineilte. Die Gesellschaft kehrte bei einem Bauernhose an, und der Gast beobachtete mit Vergnügen das herzliche Einvernehmen, das zwischen

den Landleuten und der Herrschaft bestand. Als man das Forsthaus wieder erreichte, rüstete sich der Abbé, dem seine Absichten ein längeres Verweilen im Sihlwald nicht erlaubten, zum Aufbruch nach der Stadt, jedoch nicht ohne den festen Vorsatz, auf seiner Rückkehr aus Deutschland wieder bei Gessner vorzusprechen, um dann eine längere Zeit des Zusammenseins mit dem von ihm vergötterten Dichter zu genießen. Dieser geleitete den scheidenden Gast über die Sihl und umarmte ihn zu wiederholten Malen unter Tränen. Auf sein Geheiß begleitete sein jüngster Sohn den Freund durch den dunkelnden Wald. Es war, bemerkt Bertola, wie wenn ein ahnungsvolles Verlangen den Dichter triebe, einen Teil seiner Seele solange wie möglich mit dem Scheidenden ziehen zu lassen, als fühlte er, daß er diesen nicht mehr sehen sollte. Denn ein früh einfallender Winter bedeckte den St. Gotthard-Paß mit gewaltigen Schneemassen und gestattete Bertola bei seiner Rückkehr nach Italien nicht, den Weg über Zürich zu wählen, und bevor diese Schneemassen geschmolzen waren, deckte die kühle Erde den liebenswürdigen Dichter und Maler, der im Vorfrühling des folgenden Jahres (1788) starb.

Dr. Paul Corrodi, Zürich.

## Meinem Bruder

Die Erdgewandung deines Wesens  
Ist nur ein Bild noch der Erinnerung.  
Noch kaum getragen von des Lebens Schwung —  
Ach, schon umhüllt vom Rätsel des Verwesens.

Was früh verflungen nun an Lust und Scherzen,  
Wird durch Erinn'ung wieder wachgerührt,  
Und schmerzlich wühlt Vergangnes mit im Herzen,  
Bis es erleuchtet ahnend spürt:

Daß mild ein Segen reiner, höherer Kreise  
Dein Innerstes nun zart umschlingt  
Und daß dein Geist nach dunkler Reise  
Zum höchsten Licht der Wahrheit dringt.

Georg Kuffer, Bern.